



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Münzer, Kurt: Ein französisches Herz

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ein französisches Herz

Von Kurt Münzer



In der Morgendämmerung hatten unsere Truppen das kleine französische Dorf genommen. Alle Bewohner hatten es längst verlassen, aber der Feind hatte es drei Tage besetzt gehalten und verzweifelt gekämpft. Da hatten schließlich die Württemberger mit letzter Kraft gestürmt. Sie stürzten in den Kugelregen hinein, tollkühn, furchtlos. Und vor dieser Attacke flohen die Franzosen. Das Dorf wurde unser. Aber das Gefecht zog sich weiter. An einem Bach entlang, durch ein Gehölz. Da rettete sich der Feind in die eigenen Schützengräben, und wir begannen, ihm gegenüber neue auszuwerfen. Artillerie rasselte nach. Die kleinen Dorfhäuser zitterten.

Die Kirche hatte bereits dem Feind als Lazarett gedient. Aber die Verwundeten hatte man mitgenommen oder bereits vorausgeschickt. Wir fanden nur noch unbedecktes Stroh, das hier faulte, dort blutig war. Und alsbald begannen wir, zu säubern und zu rüsten. Schon warteten draußen auf dem Plätzchen vor dem Portal die ersten Angeschossenen. Zwei Ärzte waren tätig, indessen wir Gehilfen Decken ausbreiteten und Laken glätteten. Die Morphiumspritzen wurden gefüllt, und in der Sakristei bereitete ich den Operationstisch. Es war ein ausgedienter Altar. Und schon legten sie einen Stöhnenden auf diesen Tisch Gottes. Ich entkorkte die Ätherflasche.

Gegen Mitternacht wurde es still. Der letzte Verwundete war eingebracht. Sechzig Mann lagen in dem Schiff der kleinen Kirche, Seite an Seite, unter sauberen Decken. Die Ärzte und Helfer waren gegangen, und ich hatte die Nachtwache. Kein anderer Sitz bot sich mir als ein Beichtstuhl. Ich öffnete ihn und setzte mich auf die Stufe. Eine Laterne stand neben mir, eine andere schaukelte statt des ewigen Lämpchens vor dem Altar. Es wurde still überall, draußen in der Ferne vergrollte die Schlacht, die Nacht kam zur Ruhe, und in der Welt begann es zu schweigen. Aber da hörte ich die Stimmen alle der Stille. Süße, feine, klingende Stimmen, ein wunderbar-wunderbares Schlachten-

echo. Es säufelte draußen und wisperte, ein Lied auf allerhöchsten Saiten zirpte im Dorf. War es der Frost, der Wind? oder nur die Reaktion meiner Gehörsnerven? war alles das nur in mir? sang mein Blut, erwachte Fieber in mir?

Dann wurden die zarten Stimmen lauter, sie verdichteten sich und schwellen an. Und da war es das Stöhnen der Verwundeten. Sie lagen da im Nachrausch der Marcke und atmeten tief und schwer. Und ich erinnerte mich, wie ich vor Jahren einmal drüben bei einem Bräuehirtin geschlafen und nachts erwacht war, weil ich zu hören meinte, wie Wasser, Meer sich an uns heranwälzte. Aber da war es die Büffelherde gewesen, die draußen im Schlaf so tiefwogend geatmet hatte. Diese vielen hundert Tiere hatten in dumpfem Traum die heiße Luft eingesogen und ausgestoßen, daß es wie Ozeanatem klang. Daran dachte ich jetzt. Aber in dieses tiefe Auf und Ab klangen Seufzer, Ächzen, Rufe und Stöhnen. Im Schlaf litten sie vielleicht oder träumten vom Kampf. Fiebernde stießen ein Kommando aus, und aus einer Ecke klang immer wieder ein Name, sehnsüchtig und zärtlich gerufen.

Ich stand auf und ging durch die vier Reihen. Ich benetzte hier trockene Lippen und füllte dort einen Eisbeutel. Der gefrorene Dorfteich hatte das Eis hergegeben. Es lag auf der Schwelle des Portals, und ich mußte vor die Tür, es zu holen. O, welcher Friede! Wieviel Sterne im Unermeßlichen! Und dieselben Sternbilder wie daheim, Kassiopeia und Orion und Jupiters stiller Glanz. Da war der Krieg verschlungen. Die Stille über dem Schnee! Fern ein Feuerglanz. Und Pferdegeschlänkel aus einer Scheune, dann Postenschritt. Sonst Schlaf und Schweigen. Aber drinnen, als ich eintrat, wieder das Grauen des Krieges. Luft voll Äther und Karbol und Jod. Süß und schwer. Und Blutgeruch, von Strohdunst durchzogen. Ein bleicher Mensch richtet sich auf und starrt mich im Wundfieber an. Und das trübe Licht. Die hohen weißen Wände. Laut, laut geht oben die Turmuhr. Sie geht weiter, ob schon der Turmhelm abgeschossen ist. Nur schlägt sie nicht mehr. Sie raffelt alle halbe Stunden laut, als würden Ketten über Steinböden gezogen.

Da sitze ich wieder im Beichtstuhl. An was alles könnte man denken, wovon träumen! In diesem engen Gehäuse hinter dem grünwollenen Vorhang, was ist da alles geflüstert worden! Liebe und Sünde, Haß, Verbrechen. Junge und alte Stimmen. Tränen der Neue sind auf das Holz geflossen, Andenken an Wollustschauer sind aufgebebt und erstorben. Die blassen Gesichter schöner Bäderinnen könnten vorüberziehen, milde und harte Züge alter Priester. Nichts von alledem. Müde bin ich, müde. Und um nicht in Schlaf zu fallen, steh ich wieder auf und geh umher und beschau mir die Kirche.

Sie ist alt und klein und armselig. Vom Hauptaltar haben die Bauern das Bild gerettet. Billig verfilberte Leuchter ohne Kerzen recken sich vor der Leere auf. Ungeschickt geschnitzte oder gar gipserne Heilige stehen in Nischen. Von der Kanzel ist die Treppe gerissen. Der stukkatierte Balkon hängt wie ein Niesenest an der einen der zwei Säulen, die das Gebälk tragen. Noch

ein kleiner Altar ist da mit einem Bilde der heiligen Agathe. Es ist dunkel und schmutzig, nur der entblößte Oberleib des Mädchens schimmert wie etwas Unverletzliches und Unnahbares. Dort brennt auch noch ein ewiges Lämplein. Es schwankt über einem Schläfer auf den Altarstufen, einem Trompeter, der eine Kugel im Kopf hat und verzerrten Gesichtes hindämmert.

In der Sakeistei schläft fest ein Krankenträger. Er hatte die Wache haben sollen, aber er konnte sich nicht mehr halten. Gehend war er eingeschlafen. Da hatte ich ihn abgelöst. Aber auch ich war zu müde gewesen, um noch den Steinboden der Sakristei zu säubern. Dort gerann das Blut. In starren Tropfen hing es am Altar, auf dem Menschen sich geopfert hatten. Und wie mir da Ahnungen des Heidentums, Offenbarungen untergegangener Völker aufgingen, Empfindung des Glaubens an blutdürstige Götter, da schwindelte mir fast.

Auf einmal flüstert eine Stimme zu mir herauf: „Mon camarade —“.

Ich erschraf. So unwirklich war alles gewesen, so traumhaft, daß eine Menschenstimme mir jetzt wie etwas aus anderer Welt erschien. Lebte das Bild da vor mir?

Es war ein Franzose, den man mit einem Bauchschuß aufgelesen hatte. Es war nichts mehr zu hoffen, und wir hatten ihm genug Morphinum gegeben, um ihm den Rest des Lebens nicht mit Schmerzen zu verbittern. Aber nun schien er zu sich gekommen. Ich beugte mich über ihn. Ja, das war der Tod. Das war des Todes Daumen, der so das Gesicht ummodellerte, der darin wie in Ton arbeitete, die Nase schärfer schnitt, die Augen in Höhlen legte, Falten um den Mund drückte, die Wangen abglättete.

„Wie geht es, Kamerad?“ sagte ich leise. „Hast Du Schmerzen? Durst?“

Als er seine Sprache hörte, ging ein Licht in seinen blauen Augen auf. Er sah sich um. Und ich verstand diese Frage und beruhigte ihn und sagte:

„Du bist bei Freunden. Willst Du etwas?“

Er schloß die Augen und lächelte mühsam und flüsterte: „Einen Priester, ich bitte. Beichten. Bald.“ Und er sah mich wieder flehend an.

Aber das Dorf war leer. Ich konnte niemanden zu ihm holen. Ich beruhigte ihn und tröstete ihn. Aber er schien wohl zu spüren, daß seine Zeit knapp wurde.

„Willst Du es mir sagen, Kamerad?“ fragte ich ihn. „Wenn es gesagt sein muß. Ich höre und schweige. Freisprechen wird Dich Gott. Du kannst mir vertrauen.“

Plötzlich sagte er: „Du bist ein Preuße!“ Nicht „Deutscher“ sagte er; das alte verhaßte, dem Franzosen wie Gift im Blut wirkende „Prussien“ stieß er hervor.

„Ich bin Dein deutscher Bruder, Kamerad.“

Er tastete nach meiner Hand, leise bewegte er zustimmend den Kopf. Und dann erfaßte sein Blick den roten Stern der ewigen Lampe, die vor dem Agathen-Altar schwankte. Da lächelte er. Er begriff wohl, daß er in einer

Kirche lag. Als wäre es mein Verdienst, blickte er dankbar zu mir auf. Ich saß neben ihm im Stroh.

„Deutscher Bruder,“ flüsterte er, dann begann er die Beichte — hinüber zu der Heiligen, die aus Blut und Wunden rein und freudig lächelte und glänzte.

„Ich bin geboren und wuchs auf in einem großen Dorf oben in Hoch-Savoyen. Wenn man eine kleine Anhöhe ersteigt, so sieht man die weiße Kuppe des Montblanc. Dort zu Haus gibt es einen herrlichen langen Winter und einen Frühling, den keiner schöner kennt. Der Sommer ist still und schwer. Nur wenig Fremde kommen zu uns. Denn wir sind ganz abgelegen und haben drei Fußstunden zur nächsten Station. Aber wir haben eine Kirche, ein kleines Hotel, im dem wir im Winter Theater spielen, und wenn wir Stadtluft atmen wollen, fahren wir nach Genf hinüber. In fünf Stunden sind wir da. Und Genf ist so gut wie Frankreich. Da versteht man uns.

Einmal ist draußen einer aus unserem Dorf gestorben, der war reich geworden. Und er vermachte dem Dorfe ein Stück Geld, von dessen Zinsen ein Lehrer bezahlt werden sollte, bei dem wir allerlei Höheres lernen sollten: Literaturgeschichte und Weltgeschichte und vor allem Englisch. Denn dieser Mann hatte sich in Amerika sein Geld erworben, und auf diese Weise wollte er dem Lande danken, indem er uns seine Sprache übermittelte. Aber diese Lehrerstelle war nur mit hundertfünfzig Franken besoldet, und dafür fand sich nur schwer ein Mann, der soviel leisten konnte. So waren wir wieder einmal längere Zeit ohne Lehrer gewesen, da fuhr der Wirt von der „Roten Lilie“ nach Genf und brachte von dort einen neuen Lehrer mit. Ich weiß nicht, wie er ihn gefunden hatte, vielleicht auf der Straße, denn er war ein verhungertes, armseliges, blasser Mensch, mager und dürftig. Aber er sprach unsere Sprache besser als wir und konnte auch alles andere fein und war dennoch ein Deutscher. Das merkten wir sofort an seinem Namen, und befragt machte er auch keinen Hehl daraus.

Ich war damals ein Junge von zwölf Jahren, der Anführer der Dorfjugend. Ich stieg schon den Mädchen nach und hatte schon Glück bei ihnen, und es verdroß mich arg, daß ich noch auf der Schulbank sitzen und Dinge lernen mußte, von denen ich mir nichts fürs Leben versprach. Mein Vater hatte ein großes Stück Land und Vieh. Ich war sein Einziger.

Um den deutschen Lehrer nun mit Haß und Spott zu verfolgen, gab es zwei Gründe: er war Lehrer und er war Deutscher. Wir quälten den Armen auf alle erdenkliche Weise. Niemand unten im Lande oder draußen bei den anderen weiß ja, wie in den kleinen Ortschaften unter dem Volk der Deutsche verhaßt ist. Unsere Großväter, die den Krieg siebzig und einundsiebzig mitgemacht, die vererben den Haß, und er wird den Kindern schon im Blut mitgegeben. „Preuße“ — das ist schlimmer als ein Schimpfwort, und keiner dürfte es wagen, jemanden so zu beschimpfen. Das müßte mit Blut gerächt werden.

Wenn der Deutsche in die Schulstube trat, dann stand auf der Tafel ein Spottgedicht auf ihn oder sein Vaterland. An die Tür, die er öffnen mußte, schrieben wir einen bitter höhnnenden Schimpf. Auf sein Katheder zeichneten wir giftige Karikaturen der großen Männer seines Landes. Und wenn wir daheim davon erzählten, so lachten die Großen und bewunderten und ermunterten uns.

Aber der Lehrer trug alles wie ein Held oder Weiser. Vielleicht mochte es ihn tief verletzen oder kränken — er zeigte es nie. Er sprach uns freundlich zu, redete wie zu Erwachsenen, riet uns milde und gütig, verständig und vorurteilslos zu sein. Und gerade mich, den Aller schlimmsten, hatte er besonders lieb. Wieviel Güte und Überredungskunst hat er an mich verschwendet! Als wäre ich sein Bruder, sein Kind, der ich nur zehn Jahre jünger war als er. Vielleicht erinnerte ich ihn an einen, den er daheim lieb hatte.

Wir wußten fast nichts von ihm. Gar nichts von seinem Leben, von seiner Vergangenheit. Er sprach sich auch nie aus. Zwar verkehrte er mit dem Pfarrer, dem Bürgermeister, dem Lilienwirt und dem anderen Lehrer, aber da ward ihm auch nicht genug Freundschaft entgegengebracht, daß er hätte vertraulich werden können. Er spielte Geige. O wie schön spielte er. Wir standen viele Abende lang bis in die Nacht vor seinem Fenster, wenn er spielte. Aber nie sagte ihm jemand etwas Freundliches darüber oder bat ihn gar, einmal zu spielen. Vielmehr ward ihm angeblich des Spielens wegen sein Zimmer aufgesagt. Er wohnte bei einem argen Deutschenhasser. Dann zog er zu einem alten Weib in eine armselige Hütte, wo die Wände feucht waren und der Kamin rauchte.

Er blieb immer ein Fremder — und mehr als das: ein Deutscher! Ob schon wir nie ein deutsches Wort von ihm hörten, es sei denn, daß wir an seiner Tür lauschten, hinter der er bisweilen laut deklamirte. Das waren dann gewiß die Dichter seines Volkes, von denen er uns auch oft in der Schule zu erzählen versuchte. Aber wir gaben niemals acht. Schwerer hat es wohl noch kein Lehrer gehabt. Ebenso gut hätte er die Herden des Dorfes unterrichten können.

Einmal behauptete er, ich wäre musikalisch, denn er hatte mich auf einer selbstgemachten Flöte spielen hören. Er ging zu meinen Eltern und bat, mich auf seiner Geige spielen zu lehren. Aber ich lachte nur und grimmassierte, und er ging beschämt wieder fort. Wie sanft war er! wie traurig immer und doch kein Kopfhänger. Er machte schwere Touren auf die Berge, er lief Stk wie keiner von uns, er badete im eisigen Bach, er ging auf Fuchs- und Marderjagd. Aber je mehr wir ihn achten mußten, desto toller trieben wir es mit ihm, und wir verspotteten ihn schon deshalb, um uns dagegen zu schützen, ihn liebzugewinnen.

Er schien niemanden auf der Welt zu kennen. Er bekam nie einen Brief und schrieb niemals einen. Er war ganz allein und am verlassensten wohl

unter uns. Aber er ertrug diese Hölle sieben ganze Jahre. In dieser Zeit war er immer gleich liebevoll zu mir gewesen und ich gleich abstoßend und höhnisch. Dann kam ich unter die Soldaten nach Grenoble.

Ich glaube und glaubte schon damals, daß in den großen Städten bei den Gebildeten ein anderes Verhältnis als bei uns Volk zu den Deutschen bestand: Achtung, Höflichkeit und vorurteilslose Einschätzung. Aber ich blieb ja in meiner Klasse. Da wurde weitergeschimpft und -gehaßt, blind, töricht, überheblich. Ich ging in Singspielhallen und hörte Schmäählieder auf Deutschland, ich las illustrierte Journale, wo die Nachbarn blutig verspottet wurden. Das war Wasser auf meine Mühle. Ich kam im Urlaub nach Haus und spornte die neue Jugend zu tollen Streichen gegen den Lehrer an. Als ich ihm begegnete, kam er mit ausgestreckten Händen auf mich zu; aber ich wandte mich ohne Gruß ab und ließ ihn stehen. Manchmal mitten in der Nacht oder in irgendeiner lauten Lustbarkeit mußte ich an sein blaßes, trauriges Gesicht denken und daran, wie einsam er war — aber diese Schwäche rächte ich, indem ich mit verdoppeltem Haß an ihn und mit glühender Rachsucht an sein Land dachte.

Hätte man uns nach dem Grunde dieses Hasses gefragt, so hätte ihn vielleicht keiner zu nennen gewußt. Wir haben ihn wie Auge und Ohr, haben ihn ererbt wie die Fähigkeit der Sprache. Und dieser Krieg wird vielleicht einmal gesegnet werden als Auslösung und Ausgleichung. Er wird den Stoffwechsel Europas umgestalten, und gesündere Völker werden daraus hervorgehen, befreit von schädlichen Erbteilen.

Und dieser Krieg brach nun aus, bald nachdem ich aus Grenoble heimgekehrt war. Es gab damals Schulferien, und unser deutscher Lehrer war verreist. Ich mußte wieder fort, und mir war es wie ein persönlicher Feldzug gegen diesen einen Preußen. Denn ich dachte mir, er würde natürlich nicht zurückgekehrt sein, sondern sich dem Vaterlande gestellt haben und nun wie ich ins Feld ziehen. Dieser Mann, der mich geliebt hatte, der mir immer alles verziehen hatte — nach seinem Blut dürstete ich vor allem.“

Der Sterbende atmete tief und schloß die Augen. Aber diese Erinnerung und Beichte schien ihn doch zu beleben. Vom Morphinum in Wohlgefühl gewiegt, lächelte er im Angedenken seines Knabenhasses, noch einmal erhöhte sich sein Lebensgefühl von dieser Leidenschaft. Jetzt sah ich erst, wie jung er war. Sein wild gewachsener Bart hatte den Zwanzigjährigen alt gemacht. Ich gab ihm zu trinken. Er dankte und griff wieder nach meiner Hand. Und nun erzählte er mir ins Auge sein Verbrechen, von dem er absolviert sein wollte.

„Immer suchte ich ihn und wartete auf ihn. Ich war in die Vogesen gekommen, wo wir so oft siegreich waren und deutsche Truppen hinmähnten, daß Berge von Leichen sich türmten. Im Vorwärtstürmen suchte ich die bleichen Gesichter ab. Wenn wir geworfen wurden und flohen, wandte ich mich um, ob nicht mein deutscher Lehrer dabei wäre. Dann wäre ich stehen

geblieben und gestorben, um ihn töten zu können. Ich sah ihn nirgends. Dann wurden wir abgerufen, nach Nordfrankreich, wo es schlimm um uns stand. Wir ahnten es alle. Trotz der Siegesberichte. Welcher Druck lag auf uns, welche unheilvolle Ahnung! Es war eine schwere Zeit. Vom Schützengraben zum Sturm, vom Gefecht zur Festungsbefazung. Und wieder Flucht und dann eingegraben und im Herbstregen auf dem Lehm Boden liegen oder in Bäumen sitzen und herunterschließen. Und Patrouillengänge und Melberitte. Schwer, schwer, aber doch herrlich. Das war Mannesleben und Tätigkeit. Und alle unreine Leidenschaft tobte sich aus.

So gab es wieder einmal einen Patrouillenschleichgang. Ich mit zwei Leuten. In der Nacht. Es war Ende Oktober, ganz lau und mild. Die Ardennen dufteten nach welkem Laub, nach Holzfeuern und gerösteten Kastanien. Der Wald war still, ganz unbewegt. Wir sollten die feindliche Stellung auskundschaften. Es war wie in einem Indianerbuch. Was wir einmal als Jungen gelesen, so einen unwahrscheinlichen Kriegstraum, das erlebten wir jetzt. Stumm schleichen wir von Baum zu Baum, es lichtet sich, wir sehen ein Licht in der Ebene, das sucht den Himmel ab und kommt vom Feind. Auf den Bauch und kriechend durch das nasse riechende Gras. Man ist so erregt, daß einem alles lebendig erscheint, die Erde unter den Händen, jeder Baumstumpf, jeder Stein.

Auf einmal hinter uns ein Ruf. Wir zucken auf. Da stehen ein halbes Duzend Deutsche, das Gewehr im Anschlag. Wie ich meines aufnehmen will, pfeift mir eine Kugel am Ohr vorbei, wie ein Schimpfwort. Aber meine beiden Leute haben schon die Arme hoch, und schon sind wir gefangen. Ein Stoß und vorwärts. Mich hält ein schlanker Offizier am Arm. Ohne Waffe bin ich. Ich komme mir wie geschlagen vor, beschimpft. O Ehre, Ruhm, Vaterland, alles verloren.

Da sagt eine Stimme in erschreckter Freude: „René, Du —“

Ich seh ihn an. Der Leutnant ist unser deutscher Lehrer. Ich erkenne ihn sofort, so verwandelt er auch ist. Nicht mehr traurig, sanft, still — nein, ein Mann. Er ist es, und ich schreie: „Lassen Sie mich los. Ich komme nicht lebendig in Ihr Lager. Ich zerhaue mir den Kopf am Stein!“

Und ich werfe mich auf die Erde und will meine Stirn gegen den Boden schmettern; aber er fängt mich auf, stark und fest, und sagt: „Du René, sei kein Kind. Du hast die Heimat, den Vater, dein eigen Land im Vaterland —“

„Was!“ schreie ich. „Nichts habe ich als Schmach und Schande und Euren Spott, Herr. Ich gehe nicht in deutsche Gefangenschaft. Ich mache mich tot. Und ich erwürge Sie!“

Er zeigt auf die Soldaten vor uns. Wir sind die letzten. Bald, bald sind wir wohl im deutschen Quartier. Was tun? O, ich verbrannte vor Haß, ich weinte vor Wut. Was tun?

Und der Deutsche redet weiter auf mich ein, daß ich es gut haben werde bei ihnen und nach dem Krieg heimkehren kann.

„Ich heimkehren?“ frag ich. „Nachdem mich die Deutschen gefangen haben? Da spring ich vom Zug in den Rhein runter, wenn ich nicht vorher sterben kann.“ Und so rede ich verzweifelt weiter und weiter. Und dann sage ich: „Herr, lassen Sie mich frei. Gott segne Sie. Aber lassen Sie mich laufen. Oder erschießen Sie mich. Herr, erschießen Sie mich. Ich bitte Sie bei der Madonna und Ihrer Mutter. Eine Kugel ins Herz oder wo Sie wollen. Ich will mich quälen und langsam verrecken. Aber nicht gefangen —.“

Er bleibt stehen und schweigt. Ich fühls, er kämpft in sich. Endlich sagt er: „René, es ist ein Unrecht, vielleicht ein Verbrechen von mir, und ich muß es dem Hauptmann sagen und werde vielleicht bestraft werden, aber Du sollst laufen.“

Ich schrei auf. Er packt mich an der Brust und ruft: „Still, hör! Du mußt mir aber versprechen, nie mehr auf uns zu schießen, keine Waffe mehr gegen uns zu heben. Willst Du?“

„Ja,“ stammle ich, „ja, ja.“ Und dabei geht mir schon ein teuflischer Plan im Kopf um.

„Schieß in die Luft, wenn es nicht anders geht,“ fährt er fort. „Aber siehst Du, ich denke an das Dorf, wo es doch schön war trotz Eurem Haß, und Du warst mir der Liebste, Du Schlingel. Wird ein rechter Mann, mach Herz und Augen auf. Wir sind alle Brüder.“

Er steht ganz dicht vor mir. Er will mich laufen lassen und dafür Strafe auf sich nehmen. . . Mir ist's, als ob ich ihn lieben müßte. Aber dieses gute Gefühl beschämt mich, und ich muß es sofort durch das böseste ausgleichen. Er gibt mir die Hand, und ich reich ihm die Linke. Und meine Rechte fährt in den Hosensack, da habe ich ein Messer. Er legt beide Hände um meine Linke und sagt: „Grüß mir das Dorf. Ich habe viel gelernt bei Euch, Beherrschung und Selbstzucht und Schweigen. Es ist bitter, daß wir auf Euch schießen müssen. Ihr armes, verblendetes Volk! Für wen verblutet Ihr Euch! Eure letzte Kraft opfert Ihr einem Phantom. Die Freunde haben Euch verraten. Und gegen uns, das Brudervolk, raset Ihr. Geh, lauf. Aber Du hast versprochen, keine Waffe mehr gegen uns zu führen.“

Und während er so Liebes und Mitleidiges zu mir spricht, habe ich das Messer in der Tasche aufgeklappt, und meine Linke in seinen treuen Händen, stoß ich ihm mit der Rechten das Messer ins Herz.

Er bleibt stehen, er umklammert jäh meine Hand so heftig, daß ich denke, er läßt mich nie mehr los. Aber dann bin ich plötzlich frei, er schwankt mit lautlos aufgerissenem Mund — und schon lauf ich davon. Hinter mir hör ich ihn fallen und einmal laut aufschreien. Und schon knallt es. Kugeln sausen an mir vorbei, ich werde verfolgt, aber schon bin ich im Wald, taumle in einen nassen Graben mit verstauchtem Fuß.

Am nächsten Tage erst schleppe ich mich zu den Anfrigen zurück. Ich hatte Fieber und bekam die Ruhr. Ich lag vier Wochen im Lazarett.

Und da, wie ich so lag, da erwachte mein Gewissen. Ich wollte mich töten, denn ich war ja ehrloser, als wenn ich gefangen gewesen wäre. Aber meine Kugel war zu gut für mich. Die Deutschen sollten mich erschlagen, aufspießen, hinschlachten! Dieses Los bestimmte ich mir. Denn schließlich sind wir gerecht. Wir sind alles in einem: Helden und Feiglinge, Muechelmörder und eigener Henker. Und wenn wir die Ehre verscherzen, büßen wir's freiwillig ab.

Ich kehrte ins Feld zurück. Es war Winter geworden. Ich hielt mein Versprechen und schoß nur noch in die Luft. Immer, immer sah ich sein schönes, gütiges Gesicht vor mir. Ach, ich krümmte mich vor Reue. Ein Kugeltod schien mir zu ehrenvoll. Ich wollte bei einem Bajonettsturm aufgespießt werden, langsam sterben. Ach, ich hab's gebüßt. Oft war ich wie von Sinnen. Die Kameraden bekamen Angst vor mir. Und der Tod verschonte mich.

Erst heute traf mich eine Kugel. Ich glaube, mir ist vielleicht verziehen, weil ich so ehrenvoll sterben darf. Ich sterbe ja. Bei Deutschen. Sie rächen sich mit Liebe. Das tut am bittersten weh. Aber auch wohl. Kann ich absolviert werden?"

Ich trocknete ihm die nasse Stirn. Bald darauf fiel er in Delirien. Im Morgengrauen, als fern längst wieder die Schlacht donnerte, schlug er die Augen auf und sah mich an.

„Mein Bruder,“ flüsterte er.

Das war das Letzte. Bald darauf starb er. Ich drückte ihm die Augen zu.

„Mein Bruder.“

